Eine Nacht

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 12

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-747869

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Eine Nacht.

Es schlug Mitternacht. Jean-Jacques Vonarx hatte erst eine Stunde unruhig geschlafen und erwachte nun von den klingenden zwölf Schlägen. Er war so wach wie am Tage und wollte nach seiner Gewohnheit etwas lesen, um den Schlaf neuerdings zu erzwingen.

Um Licht zu machen, drehte er den Metallgriff der elektrischen Lampe. Doch blieb es dunkel. Ungeduldig drehte er noch einmal. Es blieb dunkel.

„Zum Teufel!“ schalt Jean-Jacques, „nun ist schon wieder etwas an der Leitung nicht in Ordnung! Das hat man von den Errungenschaften des berühmten neunzehnten Jahrhunderts! Also zu den Zündhölzchen zurück, den alten Freunden!“

Er suchte nach einer Schachtel, öffnete sie und strich mit den kleinen zerbrechlichen Dingern über die feuererweckende, rauhe Fläche.

Er hörte wohl das bekannte, raketenartige Geräusch des sich entzündenden Holzes, hörte das prickelnde Knistern des Feuers, sah aber keine Flamme.

Er legte das Zündholz auf den Marmor des Tischchens neben sich und entzündete ein zweites. Wie das erste Mal hörte er, sah aber nichts. Er nahm ein drittes; das Holz prasselte leise, doch blieb alles dunkel.

„Die Dinger sind naß geworden“, dachte er, suchte in der Schublade nach einer neuen Schachtel und versuchte wieder, jetzt schon ungeduldig und ärgerlich, ein Hölzchen in Brand zu bringen. Ein Zischen! Ein kurzes Knistern! Aber keine Helle! Dunkel blieb es um ihn, schwarz wie in einem Grab.

„Herrgott, was ist das?“ Jean-Jacques ließ sich auf die Kissen zurücksinken, verblüfft und erschreckt.

„Was ist das? Was bedeutet das? Ich höre das Licht und sehe es nicht! Bin ich verhext oder ist das Licht verhext?“ Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke. Er fuhr durch sein Hirn wie eine scharfe Nadel mit stechendem Schmerz.

„Ich bin doch nicht etwa blind? In einer Nacht wird doch kein Mensch blind! So etwas ist ja gar nicht möglich!“ Dennoch packte ihn der Schreck im Genick wie eine kalte Hand. Eine Gänsehaut lief ihm langsam, als zöge man ihm nasse Handschuhe an, über die Arme, über Rücken und Beine. Es schüttelte ihn wie im Fieber.

„Blind! Herrgott, das kann ja gar nicht sein! Gestern abend las ich doch im ‚Auch einer‘! Und ehe ich schlief, las ich wieder! Ach, das

ist alles Unsinn! Ich glaube, ich bin verrückt! Die Zündhölzchen sind schlecht, das ist alles! Jean-Jacques kroch aus dem Bett, tappte in der Stube herum nach einer neuen Schachtel. Endlich fand sich eine, und er suchte mit vorgestreckten Händen sein Bett.

Mit klopfendem Herzen und zitternder Hand nahm er ein Hölzchen heraus und steckte es an. Knistern! Und Nacht!

Jean-Jacques fiel in die Kissen und rührte sich nicht. Dann erhob er sich wieder. Seine Augen starrten weit aufgerissen ins Leere, mit einem Ausdruck von Grauen und Schrecken, als sähe er ein Gespenst, das in der Ecke des Zimmers laure.

„Jetzt muß es sich zeigen! Wenn ich das unsichtbare Licht knistern höre, so halte ich meinen Finger in die Flamme! Brennt es mich, so bin ich blind!" Das Feuer knisterte leise und Jean-Jacques versuchte, seinen Zeigefinger in die Flamme zu halten. Plötzlich empfand er einen heftigen Schmerz: Sein Finger war verbrannt!

„Blind!" schrie er laut. Es war ein gellender, greller Angstschrei, der Schrei eines zu Tode Getroffenen.

Darauf lag er lang ausgestreckt auf dem Rücken, hilflos dem furchtbaren Reigen seiner Gedanken preisgegeben.

Das Herz war ihm wie zugeschnürt. Gebunden, gefesselt waren alle seine Glieder, im Banne einer entsetzlichen, marternden Erkenntnis.

„Blind! Blind! Blind!" Es konnte nicht sein! Es war ja gar nicht möglich! Wie ein Haufen tanzender Kobolde wüteten seine Gedanken. Eine wahnsinnige Wut kam über ihn.

„Und ich will nicht!" Er warf die Steppdecke zu Boden, packte die Kissen und warf sie durch das Zimmer, daß es überall krachte und klirrte, vergrub seinen Kopf und heulte dazu, wie ein Hund heult, lange und verzweifelt. Wie ein Hund, der an der Kette liegt uud sieht, daß sein Herr ihn zurückläßt. Er heulte und dann wimmerte er:

„Blind! Ich bin blind geworden! Ich! Ich! Gerade ich!"

Dann lächelte er plötzlich ganz friedlich.

„Es ist ja einfach unmöglich!" Er tastete wieder nach der Schachtel, packte ein paar der Hölzer, strich sie alle miteinander an und lauschte mit verzehrender Angst auf ihr Knistern. Er fühlte die Wärme der Flamme, hörte das Knistern, aber es blieb dunkel.

Da legte er sich still in die Kissen zurück und lag lange, lange, ohne sich zu rühren.

Was jetzt? Mit einem Schlag war sein ganzes Leben verändert, vernichtet! Aus einem Mann wurde ein Kind! Aus dem Gebenden ein Bettler! Aus dem Führenden ein hilflos Abhängiger!

Nichts mehr sehen können! Nichts mehr genießen können! Kein Licht, keine Farben mehr, keine Kunst und kein Lesen mehr! Jean-

Jacques versank in einen Abgrund der Trostlosigkeit. Als läge er unten im Meer und die Last des Wassers erdrücke ihn, so ächzte er unter seinem Leid.

Er stand auf und tastete nach seinen Kleidern und tappte dann dem Fenster zu. Es war Vollmond, das wußte Jean-Jacques. Er richtete sein Gesicht hinauf, öffnete die Augen, daß sie fast aus ihren Höhlen quollen und versuchte, den schwarzen Schleier zu durchdringen, der sich über seine Augen gelegt hatte — umsonst! Schwarze, drückende, ewige, grauenhafte Nacht umgab ihn.

Jean-Jacques sank auf den Stuhl neben dem Fenster und blieb dort sitzen. Sein Beruf fiel ihm jetzt ein, seine äußeren Verhältnisse.

„Reich bin ich nicht," dachte er gequält. „Aus dem Ertrag meines kleinen Vermögens kann ich nicht leben. Aus was also? Wie soll ich mich künftig erhalten? Blind, wie ich bin! Ich muß mich erhalten, ernähren lassen! Von meinem Bruder, wenn er es will! Von meines Vaters Bruder, wenn er die Gnade hat, sich meiner anzunehmen! Ich, der als Gymnasiast schon Stunden gab, um Geld zu verdienen und meinem Vater, dem armen Pfarrer, nicht zu hart auf der Tasche zu liegen. Ich soll mich jetzt erhalten lassen, die Drohne spielen!" Laut lachte Jean-Jacques. „Wirklich logisch, die göttliche Gerechtigkeit!"

Es schlug Eins.

„Was! Erst ein Uhr? Eine Stunde ist es erst her, seit dem furchtbaren Erwachen? Erst eine Stunde weiß ich es, daß ich blind bin? Und leide schon eine Ewigkeit! Wehre mich seit einer Ewigkeit gegen das Gräßliche! Und so soll es nun weiter gehen, eine Stunde nach der andern? So soll ich im Kampf liegen wider mein Schicksal, einen unbarmherzigen Tag nach dem andern? Soll mich aufbäumen, gen Himmel schreien? Oder mich ergeben, klagen, jammern, weinen, betteln? Ich! Ich! Jahr um Jahr, bis ich einst sterbe?" Jean-Jacques fuhr sich mit den Händen an die Stirne. Er machte eine Bewegung, als ob er das Gespenst, das auf seinen Augen saß, herunterreißen wollte. Er wollte seinen Willen zwingen, die Blindheit abzuschütteln, zu sehen. Er ächzte und stöhnte vor Anstrengung. Umsonst! Es blieb schwarz um ihn her. Blind! Blind!

Plötzlich machte sein jammervolles, kreisendes Denken halt. Es fand eine Oase. Eine große Ruhe kam über ihn. Er wollte nicht blind bleiben.

„Ich habe mich nicht dagegen wehren können, geboren zu werden," dachte er. „Heute habe ich mich nicht wehren können, mein Augenlicht zu verlieren! Aber ich kann wenigstens dem ganzen Elend ein Ende machen! Da hat kein fremder Wille mir darein zu reden!"

„Ich habe niemand, den ich durch meinen Tod betrübe und schädige. Nicht Weib und nicht Kind! Mein Bruder? Angenehm wird es ihm nicht sein, denn er liebt es nicht, wenn über ihn oder die Seinen geschwatzt wird, und er wacht peinlich darüber, daß auf seinem Ruf kein Stäublein hafte. Aber schließlich ist es meine Sache, ob ich ein verpfuschtes Leben tragen will oder nicht! Und ehrenrührig ist es kaum, sich wegen Blindheit zu erschießen!

Allerdings — wer weiß es morgen, warum ich in den Tod gegangen? Einerlei! Mein Bruder hat nie viel Rücksicht auf mich genommen, warum sollte ich mich genieren? Etwas Vermögen lasse ich ihm ja, auch meine Sammlungen und meine Bücher — er wird mir schon verzeihen!"

Ruhig stand Jean-Jacques auf von seinem Stuhl. Nach den tobenden Stürmen der letzten Stunde tat ihm der feste Entschluß wohl.

Furcht empfand er keine. Das Leben, ohne die Möglichkeit zu sehen, erschien ihm als eine so furchtbare Last, daß der Gedanke ihn erleichterte, diese Last nicht schleppen zu müssen. Er tastete sich langsam und vorsichtig nach seinem Schreibtisch im Nebenzimmer, in dessen oberster Schublade sein stets geladener Revolver lag.

Sorgfältig nahm er ihn heraus und fühlte, ob er geladen sei. Dann strich er liebevoll über den kalten Stahl.

„Du Erlöser, du! Du Befreier!" Er spannte den Hahn, hielt den Lauf der Pistole von sich ab und suchte mit ausgestreckter Hand seinen Schaukelstuhl.

Als er ihn gefunden, setzte er sich hinein und lehnte den Kopf hintenüber.

„Also! Jetzt gehe ich! Was lasse ich hinter mir? Eine eingeengte Kindheit, karg an Freuden durch Armut und Vorurteil! Eine mühevolle Jugend, im Joch des allzufrühen Erwerbs! Ein Mannesalter, dem die schönsten Blüten fehlen — ich hatte wenig Zeit für Freunde und kein Geld, mich zu verheiraten — also, was hatte ich? Arbeit, Kunst, Literatur! Alle drei stiehlt mir die Blindheit! Noch einmal also! Ohne die mag ich nicht leben! Und noch einmal: Also gehe ich!" Jean-Jacques hob die Waffe.

„Wenn ich damals das kleine Mädchen hätte zu mir nehmen und behalten dürfen! Das liebe Ding aus dem Waldwirtshaus! Wie wäre da wohl mein Leben geworden? Kinder spielten jetzt um mich! Kinder! Ah! Gut, daß ich einen Grund habe, zu gehen! Was geht mich die Welt an, öde und gemein wie sie ist! Und vor mir die Blindheit!"

Jean-Jacques legte den Revolver dicht an seine Schläfe. Unwillkürlich drückte er beide Augen zu. Eine kurze Sekunde zögerte er, dann krachte der Schuß.

Jean-Jacques hörte ihn krachen und öffnete die Augen.

Licht! Blendendes Licht umgab ihn! Goldene Sonnenstrahlen fielen durchs Fenster und tanzten auf dem Wasser des Waschbeckens und bildeten hellleuchtende Kringeln, die auf der gelbweißen Fläche der Wand hin und her zitterten.

Er richtete sich auf und strich sich über die Augen.

„Ich bin ja blind! Warum sehe ich denn?“ Er suchte nach den vielen angebrannten Hölzchen neben sich. Sie waren nicht da! Der Revolver? Er fehlte.

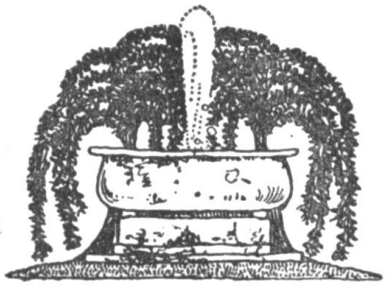
Jean-Jacques lag in seinem Bett. Jetzt erst war er wirklich erwacht.

Unermeßliches, unsagbares Glück überflutete ihn.

„Ich lebe! Ich sehe! Ich bin nicht blind! Herrgott im Himmel, ich bin ja gar nicht blind! Es ist ja alles nicht wahr! Ich sehe! Ich sehe!“ Er lachte laut auf vor Glück.

„O du Welt, du Sonne, du blauer Himmel! O du herrliche, du schöne, du wunderbare Erde! O Freundschaft, Liebe, Kunst, Arbeit! Ihr alle seid noch mein!“

In Jean-Jacques Herzen sang und musizierte es. Als flöge er, so war ihm zu Mute! Als sei alle Seligkeit der Erde sein!

Er rannte ans Fenster, öffnete es, atmete tief und schrie hinaus. Einen Jubelschrei! Einen Lebens-, Glück- und Jubelschrei!

Lisa Wenger, Basel.